

Ein gefährliches Geheimnis.

Frei nach dem Englischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

3. Ein Blitz aus heiterem Himmel.

Während Herr York die beiden jungen Mädchen mit einer äußerst höflichen Verbeugung begrüßte, unterzog ihn Annie im stillen einer scharfen Prüfung. Sie mußte lächeln, wenn sie daran dachte, in welch wegwerfendem Tone Gabriele stets von dem Kommis ihres Onkels gesprochen hatte. Nun, dieser sah wahrlich nicht aus wie ein armseliger Kommis, im Gegenteil, er glich eher einem Herzog, wie sie ihn sich nach den Büchern, die sie gelesen, vorstellte.

„Ich komme in einer traurigen Mission, Fräulein Markland," wandte sich York an Gabriele, bemüht, seiner Stimme einen sympathischen Klang zu geben. „Ich habe Ihnen leider eine schlimme Nachricht zu bringen."

„Ist mein Onkel krank?" fragte das junge Mädchen, sich gewaltsam beherrschend, um dem Kommis gegenüber ihre Fassung nicht zu verlieren.

„Leider habe ich Ihnen Schlimmeres als dies zu sagen — Herr Markland ist tot."

Diese unerwartete Trauerbotschaft berührte Gabriele tief; sie wankte und zitterte heftig, aber Annie legte ihren Arm um die zarte Gestalt der Freundin, ihr tröstende Worte zuflüsternd. Nach einigen Minuten erholte sich das junge Mädchen so weit, daß sie mit leiser Stimme sagte: „Wie schrecklich! Es muß unerwartet geschehen sein, denn ich hatte noch vorgestern einen Brief von ihm."

„Ja, sehr rasch," bestätigte York, „und unter recht traurigen Umständen. Es hat keinen Zweck, Ihnen die Sache zu verheimlichen, Sie würden es doch bald erfahren. Ihr Onkel ist ermordet worden."

„Ermordet?" schrie Gabriele auf, sich schaudernd an Annie anklammernd. „Wie ist das möglich? Er war der gutherzigste Mann der Welt und hatte keine Feinde."

„Sehr wahr," versetzte York, in einen geschäftsmäßigen Ton fallend, „es handelte sich hier auch nicht um eine Privatrache, sondern um Beraubung. Es sind kostbare Juwelen und eine große Summe Geldes aus der Bank entwendet worden. Herr Markland ist wahrscheinlich im Kampf mit dem Schurken, dem er die Schlüssel verweigerte, ums Leben gekommen. Leider weiß ich selbst nichts Näheres, denn ich war verreist und kam erst vor zwei Stunden von Hamburg zurück."

Gabriele lehnte weinend ihr Gesicht an die Schulter ihrer Gefährtin, die sie umschlungen hielt und ihr zärtlich über die blonden Locken strich. Schweigend betrachtete York die kleine Gruppe; es blitzte etwas wie Befriedigung in seinen Augen auf; er lehnte sich an den Kamin und begann leise mit den Fingern darauf zu trommeln. Annie vernahm das Geräusch, mit raschem Blick gewahrte sie den Anflug von Ungeduld in Yorks Zügen und sich zu Gabriele beugend, flüsterte sie dieser ins Ohr: „Fasse Dich, meine arme, kleine Ella. Der Herr scheint Dir noch etwas sagen zu wollen." Dann wandte sie sich zu York: „Sie werden Fräulein Markland entschuldigen, die schreckliche Nachricht hat sie zu sehr ergriffen. Ohne Zweifel wollen Sie mit ihr besprechen, was sie zunächst thun soll, da Sie sicher wissen, daß sie ihre Studien beendigt hat und im Begriff stand, in ihres Onkels Haus zurückzukehren."

„Ich hörte etwas derartiges von der Haushälterin," erwiderte York in kaltem Tone. „Zwischen Herrn Markland und mir bestand keine Vertraulichkeit, wir verkehrten nur geschäftlich miteinander, aber da ich in letzterer Beziehung sein volles Vertrauen besaß, so hielt ich es für das beste, mit der jungen Dame hier zu reden."

„Kann Fräulein Markland selbst bestimmen, was sie zu thun wünscht?" fragte Annie rasch.

„Es steht ihr frei, für die nächsten Tage hier oder in Larfield zu bleiben," war die Antwort. „Sobald das Testament Herrn Marklands eröffnet ist, werden wir ja erfahren, welche Verfügungen er für den Fall seines Todes in Bezug auf die Zukunft seiner Nichte getroffen hat."

„Also handelt es sich nur um die nächste Zeit," bemerkte Annie, sich zu Gabriele wendend. „Ella," sagte sie sanft, „Du hast gehört, was der Herr gesprochen — Du mußt jetzt selbst bestimmen, was Du möchtest."

„O bitte, laßt mich nur," schluchzte das arme junge Mädchen, „ich könnte jetzt nirgends anders hingehen. Und Du mußt bei mir bleiben, Annie?"

„Das wird entschieden das beste sein," stimmte York bei. „Die Vorsteherin hat gewiß nichts dagegen einzuwenden und so können wir die Sache wohl als erledigt betrachten."

„Noch nicht ganz," warf Annie ein, die sich über seine sichtliche Ungeduld ärgerte. — „Fräulein Markland wünscht, daß ich bei ihr bleibe, aber —"

„O Annie, Du darfst mich nicht verlassen!" bat Gabriele kläglich. „Ohne Dich halte ich es nicht aus."

„Wenn es von mir abhinge, Ella, würde ich ja nichts dagegen einwenden, aber Du weißt, daß mein Vater mich erwartet und ich deshalb nicht ohne weiteres wegbleiben kann." Während sie sprach, fühlte Annie, wie Yorks dunkle Augen forschend auf ihr ruhten;



Oswald Freiherr v. Richthofen,
der neue Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. (Mit Text.)
(Nach einer Photographie von W. Höffert in Berlin.)

sie empfand ein seltsames Unbehagen unter seinen Blicken, das sich noch steigerte, als er sich mit den Worten an sie wandte: „Ich habe doch das Vergnügen, mit Fräulein Stilton zu sprechen, nicht wahr? Wie Sie wohl wissen, kenne ich Ihren Vater und da ich heute abend mit ihm zusammentreffe, will ich gern seine Einwilligung für Sie erfragen. Bis morgen haben Sie dann die Antwort. Ist es Ihnen recht?“

„Ja,“ erwiderte das junge Mädchen zögernd, „vorausgesetzt, daß Sie meinen Vater bestimmt sehen werden. Er glaubt, daß ich heute abreise, und was mich anbetrifft, so suche ich stets eine einmal verabredete Bestimmung zu halten.“

„Daran erkennt man Kapitän Stiltons Tochter!“ rief York mit einem halben Lächeln. „Doch seien Sie unbesorgt; ich verspreche Ihnen, noch heute Ihren Vater aufzusuchen und ihm die Notwendigkeit Ihres Bleibens vorzustellen. Es ist ja nur für ein paar Tage,“ fügte er leiser hinzu, „denn die Beerdigung findet übermorgen statt und dann wird auch das Testament eröffnet. Jedenfalls bleiben Sie vorläufig bei Fräulein Markland.“

„Ja,“ entgegnete Annie, „ich werde nicht von hier fortgehen, bis ich die Weisungen meines Vaters erhalte.“

York verabschiedete sich nun mit einigen kühlen Worten und einer ebenso förmlichen Verbeugung und bestieg den Wagen, der auf ihn gewartet hatte.

„Ein emanzipiertes Frauenzimmer, diese Tochter Fred Stiltons!“ murmelte er vor sich hin, „kurz angebunden und entschieden, wie der Alte selbst. Sie soll jetzt auch nach Hause kommen, hm, ich begreife nicht recht, wie sie in seine Wirtschaft hineinpassen wird. Am besten wäre es, Fred ließe sie mit ihrer Freundin zusammen. Das hübsche, zimperliche Püppchen scheint furchtbar unselbständig zu sein und ohne ihre Annie nicht fertig werden zu können. Geld hat sie ja genug für beide, und ich fürchte, diese Annie würde uns gewaltig im Wege sein. Ich muß das doch mit Fred überlegen.“

Unterdessen waren die beiden Mädchen wieder in den Garten gegangen, wo sie ihr Lieblingsplätzchen unter einer alten Linde aufsuchten. Gabriele hatte sich merkwürdig rasch gefaßt und schien durchaus nicht mehr des stützenden Armes ihrer Freundin zu bedürfen.

„Arme Ella,“ meinte Annie bedauernd, „daß Dich etwas so Schreckliches treffen muß. Du wirst es schwer genug empfinden.“

„Das glaube ich selbst,“ erwiderte Gabriele seufzend. „Ich möchte nur wissen, was jetzt aus mir werden wird.“

„Der arme alte Mann!“ murmelte Annie, in Gedanken verloren. „Welch schreckliches Ende. Während er sein Eigentum verteidigte, ermordet zu werden!“

„Ja, es ist furchtbar!“ nickte Gabriele. „Aber weißt Du, ich werde wahrscheinlich bei Tante Sturm leben müssen. Sie ist die einzige Verwandte, deren ich mich entsinne — die Schwester meines Onkels.“

„Merkwürdig,“ grübelte Annie weiter, die Worte ihrer Gefährtin unbeachtet lassend, „obgleich ich Deinen Onkel nie gesehen habe, kann ich mir den Vorgang lebhaft ausmalen. Mordgeschichten hatten stets einen eigentümlichen Reiz für mich; ich konnte mir alles so lebhaft vorstellen, als sei ich selbst dabei gewesen.“

„Guter Himmel, wie grauenvoll!“ rief Gabriele schaudernd, beschäftigte sich dann aber gleich wieder mit ihrem eigenen Ideengang. „Denke Dir, Annie, wenn nun mein Onkel kein Testament gemacht hatte? Was dann? Am Ende muß ich noch als Gouvernante mein Brot verdienen!“

„Das wäre mir noch nicht die schlechteste Aussicht,“ entgegnete Annie. „Freilich, Du bist mit anderen Ansprüchen aufgewachsen. Aber ich glaube, Du brauchst Dir keine Sorge zu machen, Dein Onkel war ein viel zu kluger, vorsichtiger Mann, um nicht vorher alles gut zu ordnen!“

„Dann werde ich wohl zu Tante Sturm kommen,“ meinte Gabriele nachdenklich. „Wo sie wohnt, weiß ich nicht genau, hoffentlich in Paris. Ob sie wohl Bälle und Gesellschaften giebt, oder nur alte, langweilige Leute zum Kartenspielen bei sich sieht?“

„Mich dünkt, Du sorgst Dich ein wenig zu früh darum,“ sagte Annie lächelnd. „Noch weißt Du ja nicht, ob Du mit ihr leben wirst.“

„Es ist aber doch sehr wahrscheinlich. Natürlich wirst Du mich dann besuchen, nicht wahr?“

„Das hängt davon ab, wo ich sein werde. Vorläufig bin ich noch völlig im Ungewissen wegen meiner Zukunft, ja ich weiß nicht einmal, ob es meinem Vater recht ist, daß ich hier bleibe.“

Diese Besorgnis sollte ihr bald genommen werden, denn am folgenden Nachmittag erschien ein Herr von der Bank, der Fräulein Stilton zu sprechen wünschte. Als sie mit Gabriele das Zimmer betrat, fand sie anstatt des erwarteten York einen hübschen, jungen Mann, der sie mit offenen, treuherzigen Augen anschaute, sehr gut gekleidet war und durchaus nicht ihren Vorstellungen eines Buchhalters entsprach.

„Fräulein Stilton?“ fragte der Fremde, sich vor den beiden Mädchen verbeugend.

„Ich bin Kapitän Stiltons Tochter,“ erklärte Annie rasch, „und dies ist meine Freundin Gabriele Markland.“

Wieder verbeugte sich der junge Mann. „Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Danby, Walter Danby, und ich komme im Auftrag meines Freundes York.“

„Sind Sie einer von den Kommis der Bank, mein Herr?“ unterbrach ihn Annie etwas hochfahrend.

„Ja, allerdings,“ versetzte Danby, verblüfft über diese plötzliche Frage. „Ich soll Ihnen mitteilen, daß Herr York gestern abend Kapitän Stilton gesprochen und dessen Zustimmung zu Ihrem längeren Verweilen erhalten hat. Sobald Fräulein Markland das Haus hier verläßt, wird Kapitän Stilton nach Ihnen senden. So, das war mein Auftrag,“ schloß er, einen bewundernden Blick auf Annie werfend.

„Haben Sie nicht von irgend welchen Bestimmungen gehört, die mich betreffen?“ mischte sich jetzt Gabriele ins Gespräch.

„Das Testament wird erst nach der Beerdigung eröffnet,“ erwiderte Danby mit raschem Verständnis. „Es geht aber das Gerücht, daß die Bank von den Kuratoren weiter geführt werden wird.“

„Ach, das meine ich nicht,“ sagte Gabriele ungeduldig. „Haben Sie nichts wegen Frau Sturm gehört?“

„Frau Sturm,“ wiederholte er verwundert. „Nein, keine Silbe.“

„Und über die Mörder weiß man nichts Bestimmtes?“ fragte Annie zögernd.

„Bis jetzt noch nicht. Die Polizei hält eifrig Nachforschungen, aber man weiß ja aus Erfahrung“ — Danby sprach, als sei er bereits sechzig Jahre alt — „wie wenig das nützt. Und doch müßte es nicht allzuschwer halten, die Thäter ausfindig zu machen. Sie haben verschiedene kostbare Schmucksachen geraubt, deren Verkauf unzweifelhaft zur Entdeckung der Diebe führen muß.“

„Das wird wohl auch früher oder später geschehen,“ meinte Annie ernst.

„Ja gewiß, ich wenigstens bin davon überzeugt,“ entgegnete Danby lebhaft. „Doch ich darf Sie wohl nicht länger stören. Hoffentlich kann ich bald wieder der Ueberbringer einer Botschaft sein. Haben Sie vielleicht noch einen Auftrag an Herrn York, Fräulein Markland? Ich stehe den Damen gern zu Diensten.“

Sich mehrmals verbeugend, verließ er das Zimmer, ganz erfüllt von dem Bilde Annies, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien.

„Was für ein unausstehlicher Mensch!“ rief Gabriele, als Danby sich entfernt hatte.

„Das kann ich nicht finden,“ widersprach Annie mit Wärme. „Er benahm sich überaus höflich und anständig, und die Art und Weise, wie er Dir seine Dienste anbot, war doch sehr nett.“

„Du lieber Himmel, Annie, wie leicht Du von jemand eingenommen bist!“ lachte Gabriele, die Hände zusammenschlagend. „Nun meinetwegen, er ist ein ganz hübscher Mann mit wundervollen, braunen Locken. Uebrigens hast Du wohl Ursache, ihn zu verteidigen, denn er hat sich auf den ersten Blick in Dich verliebt.“

„Wie thöricht Du sprichst, Ella!“ wehrte Annie errötend ab. „Ich habe nichts bemerkt; er war ja auch nur fünf Minuten da.“

„Das hat wenig zu sagen — die Liebe kommt oft ganz plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel,“ behauptete Gabriele altklug. „Walter Danby,“ fuhr sie fort, die Karte lesend, die der junge Mann zurückgelassen, „ein ganz hübscher Name. Und zu einem Klub gehört er auch. Na, da hast Du ja nachher zu thun, ihn davon abzugewöhnen, wenn ihr verheiratet seid.“

Annie erwiderte nichts, aber in einem unbewachten Augenblick nahm sie Danbys Karte an sich und verschloß sie in ihrem Pult.

Während der nächsten drei Tage sprachen die beiden Mädchen häufig von dem jungen Buchhalter und als er am vierten Tag wieder erschien, nahmen sie ihn sehr freundlich auf.

„Heute habe ich für jede von den Damen einen Auftrag,“ sagte Danby nach der ersten Begrüßung. „Dies“ — er zog ein großes blaues Couvert hervor — „ist für Sie, Fräulein Markland, und zwar von dem Advokaten Ihres Herrn Onkels, Herrn Hillmann, der in den letzten Tagen alles in der Bank geordnet hat. Ihr Päckchen ist nicht so umfangreich, Fräulein Stilton,“ wandte er sich dann an Annie, „nur ein kleines Billet, das Herrn York mir für Sie aufgab.“

Er reichte ihr das Blatt und dabei begegneten sich ihre Blicke, der seinige heiß, leidenschaftlich, der ihrige ernst und ruhig.

„Erst laß mich meine Epistel lesen,“ sagte Gabriele, „wer weiß, sie bestimmt vielleicht über meine ganze Zukunft.“

„Ich kann mit meinem Briefe warten,“ nickte Annie, die Adresse betrachtend und die Handschrift ihres Vaters erkennend. „Lies nur rasch, ich bin begierig, welches Los Deiner harrt.“

Gabriele erbrach das Siegel, entfaltete das steife, mit schnörkligen Buchstaben bedeckte Blatt und las laut:

„Geehrtes Fräulein! Wir haben zu Ihrer Kenntnis zu bringen, daß Ihr verstorbener Onkel, Herr William Georg Markland, Sie in seinem Testamente zu seiner alleinigen Erbin eingesetzt hat. Sollte sein Tod vor Ihrer Großjährigkeit eintreten, so bestimmt

er, daß Sie bis zu der Zeit mit Ihrer Verwandten, Frau Sturm in Bonn, leben sollten, an welche alsdann eine jährliche Rente für Ihren Unterhalt zu zahlen sei. Demzufolge haben wir uns mit genannter Dame in Verbindung gesetzt und falls dieselbe sich mit Ihrer Aufnahme einverstanden erklärt, wird Herr Hillmann Montag früh bei Ihnen erscheinen, um Sie an die Eisenbahn zu begleiten. Ergebenst Hillmann u. Hicks."

„Das klingt sehr erfreulich — wegen der Erbschaft," bemerkte Annie, als Gabriele geendet. „Ich wußte es ja, daß Dein Onkel gut für Dich sorgen würde."

„Ja, das dachte ich auch," erwiderte Gabriele etwas erregt. „Und nun gehe ich doch zu Tante Sturm. Schade, daß sie nicht in Paris lebt, das wäre viel angenehmer. Aufnehmen wird sie mich natürlich, schon wegen der jährlichen Rente. Doch nun zu Dir, Annie. Was steht in Deinem Brief?"

„Nichts von Bedeutung, ich werde es Dir später sagen." Annie hatte das Blatt bereits geöffnet und die wenigen Zeilen hastig überflogen. Sie lauteten: „Da Fräulein Markland, wie ich höre, am Montag abreist, so sei einige Minuten vor fünf Uhr nachmittags an demselben Tag an der Paddingtonstation, wo ich Dich treffen werde."

P. S. Mache Fräulein Markland keine bindende Zusage in Betreff eurer Korrespondenz oder Deines Besuches bei ihr. Ich wünsche, daß Du sie sowohl wie alles andere vergißt, was mit Deiner Schulzeit zusammenhing, denn Du sollst jetzt ein ganz neues Leben beginnen. In diesem Punkte bin ich unerbittlich — richte Dich also danach."

„Herr York wünschte, daß ich ihm eine Antwort auf den Brief des Advokaten brächte, Fräulein Markland," wandte sich Danby an Gabriele. „Sie brauchen sich nicht zu sehr zu beeilen, ich habe Zeit."

„O, ich werde gleich ein paar Zeilen schreiben, daß ich reisefertig bin. Willst Du mir dabei helfen, Annie? Doch nein," unterbrach sie sich, einen raschen Blick auf ihre Freundin werfend, „ich kann es auch allein thun. Willst Du inzwischen nicht mit Herrn Danby in den Garten gehen, Annie? Es ist hier zu heiß!" Und im stillen über die Bereitwilligkeit lächelnd, mit welcher die beiden auf ihren Vorschlag eingingen, setzte sie sich zum Schreiben hin. Als sie geendet, nahm der junge Buchhalter den Brief in Empfang und verabschiedete sich. Annie begleitete ihn bis an die Thüre.

„Nun, habe ich meine Sache nicht vortrefflich gemacht?" rief Gabriele lachend, nachdem Annie zu ihr zurückgekehrt war. „Ich gab euch doch eine so ausgezeichnete Gelegenheit, die ihr wohl auch ordentlich ausgenutzt habt?"

„Du bist ein thörichtes Gänschen!" schalt Annie, aber sie wurde ganz rot dabei, „und ich weiß gar nicht, was Du meinst?"

„Na, übermäßig gescheit bin ich zwar nicht, aber ich habe doch Augen im Kopf!" neckte Gabriele. „Daß der kleine Mann sich in Dich verliebt hat, wundert mich gar nicht, aber daß Du — die ernste, kluge Annie — Dein Herz so schnell verloren hast — oh, Du brauchst nicht den Kopf zu schütteln. Ich habe Dich genau beobachtet und weiß, was ich gesehen habe. Nun, er ist wirklich ein recht netter Mann und sehr hübsch. Ich sehe auch gar nicht ein — —"

„Willst Du mir einen Augenblick zuhören, Liebe?" unterbrach Annie ihr Geplauder. „Ich habe Dir etwas Ernstes zu sagen. Der Brief war von meinem Vater, aber vor Herrn Danby konnte ich nicht darüber sprechen. Er verlangt, daß ich jeden Verkehr mit Dir abbreche und Dich nie wiedersehen soll."

„Nie wiedersehen?" Gabriele starrte die Freundin fassungslos an. „Wie kann er das verlangen. Und aus welchem Grunde?"

„Ich sagte Dir schon einmal," seufzte Annie, „daß er nie einen Grund angiebt. Er befiehlt einfach und ich muß gehorchen."

„Du, aber nicht ich!" brauste die junge Erbin auf. „Er wird mir wohl nicht verbieten können, Dir zu schreiben."

„Das nicht, aber wenn Du nie eine Antwort erhieltest, würde es Dir bald überdrüssig werden. Nein, ich glaube, wir müssen unsere schönen Zukunftspläne fallen lassen."

„Ich will sie nicht aufgeben!" rief Gabriele eigensinnig. „Und Du wirst auch nicht immer unter der Herrschaft Deines Vaters stehen. Jedenfalls aber müssen wir etwas ausdenken, um uns ein Zeichen geben zu können, wenn wir einander dringend bedürfen."

„Das ließe sich leicht machen," meinte Annie erfreut. „Man braucht nur ein Stichwort zu haben und es zur Zeit der Not in die Zeitung zu setzen. Es muß jedoch ein recht auffallendes Wort sein. Was meinst Du zu „Topsin"? Es bedeutet: Sturmglocke und drückt am besten aus, was wir wollen."

Als endlich die Abschiedsstunde für die beiden Freundinnen schlug, war Gabriele ganz aufgelöst in Thränen und die ernstere Annie empfand den Schmerz der Trennung aufs bitterste.

„Wenn Du jemals in Not sein solltest, so laß es mich wissen," waren Gabrielens letzte Worte.

Was mochte wohl den jungen Danby an die Paddingtonstation geführt haben? Annie bemerkte ihn sofort, wie er an einem Pfeiler lehnend, achtsam um sich schaute. Auch er gewahrte sie, nahm seinen Hut ab und machte Miene, sich ihr zu nähern. In diesem Augenblick jedoch fühlte Annie eine Hand auf ihrer Schulter und sich umwendend, erblickte sie ihren Vater.

4. Daheim.

Kapitän Stilton, der seine Tochter mit einem kräftigen Händedruck begrüßte, war ein stattlicher Mann mit fünfundfünfzig Jahren, mit schwarzen, durchdringenden Augen, einem scharfgeschnittenen Gesicht, spärlichem Haarwuchs und grauem Backenbart. Er hatte angenehme Umgangsformen und galt für einen geselligen Mann, obgleich er von Natur zurückhaltend und verschlossen war.

Annie konnte auf seinem Gesicht nicht lesen, ob er den Gruß bemerkt, den sie mit Danby gewechselt hatte; er erwähnte auch nichts und so hoffte sie, es sei ihm entgangen.

„Du siehst viel besser aus," sagte er zu ihr, als sie in der Eisenbahn saßen und er sie mit prüfenden Blicken betrachtete. „Auch gesetzter scheinst Du zu sein und das ist mir lieb. Du bist wohl froh, daß Du die Schule verlassen hast?"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht," entgegnete sie kurz.

„Nun, es wird Dir doch wahrscheinlich leid thun, Dich von Deinen Freundinnen trennen zu müssen, namentlich von Fräulein Markland."

„Ja. War das nicht ein schreckliches Ereignis mit ihrem Onkel?"

„Allerdings, obgleich nicht so schlimm für das Mädchen, das sich wohl nicht so viel aus ihm machte und nun all das Geld erbt. Wie Du weißt, schrieb ich Dir, jeden ferneren Verkehr mit ihr abzubrechen. Fandest Du das nicht sonderbar von mir?"

„Ich dachte, Du hättest Deine bestimmten Gründe für Dein Verlangen und grübelte deshalb nicht weiter darüber nach."

„Du hast sehr recht gethan und ich denke, wir werden in Larfield ganz gut zusammen auskommen."

„Larfield! Ist das meine jetzige Heimat?" fragte Annie begierig. „Fahren wir dorthin?"

„Ja, ich habe dort ein Häuschen, aber ich weiß nicht, ob es Dir da besonders heimisch sein wird. Und nun fällt mir wieder ein, was ich Dir vorhin sagen wollte. Fräulein Markland ist eine reiche Erbin, folglich keine passende Gesellschaft mehr für Dich, da Du Dir Dein Brot verdienen mußt. Sie würde Dir allerhand Thorheiten in den Kopf setzen, Du würdest neidisch auf sie werden und Dich am Ende recht unglücklich fühlen. Das wollte ich vermeiden. Wäre Deine Freundin anstatt nach Deutschland zu gehen, hier in Larfield geblieben, so hätte ich Dich gar nicht zu mir genommen, sondern Dir gleich eine Stelle als Erzieherin verschafft."

„Ich soll also Gouvernante werden?" unterbrach sie ihn ruhig.

„Ja gewiß. Du hast Dir doch nicht eingebildet, ich hätte Dir solch eine Erziehung gegeben, um nachher nichts zu thun?"

(Fortsetzung folgt.)

Auf Schloß Portalles.

Original-Novellette von Carl Cassau.

(Nachdruck verboten.)

Ehre den Gast, auch wenn er ist dein Feind;
Edelsinn immer herrlich, göttlich scheint!

Die Schlacht bei Amiens war geschlagen, und Seufzen, Röcheln und Gebet füllte unter Abenddunkel bei eisiger Kälte das Schlachtfeld, auf dem mancher tapfere Deutsche neben manchem Franzosen der Erlösung harrte. Diesseits eines Grabens, bei dem ein förmlicher Wall von Leichen aufgetürmt war, hörte man jetzt auch die Schmerzenslaute eines Verwundeten erschallen; bald darauf regte es sich in dem Haufen und ein Dragoneroffizier kroch unter den Leichen heraus auf den Füßen und einer Hand, denn der rechte Arm war von einer Kugel durchbohrt; er nahm die Richtung nach den Lichtern von Portalles, einem großen Dorfe, hätte es aber wohl nie erreicht. Dagegen geriet er in der Dunkelheit an die Thorgitter des Schlosses Portalles. Als der Verwundete sich bis hierhin geschleppt, tastete er nach einer Klingel und setzte sie in Bewegung.

Schloß Portalles war damals das Eigentum des Privatier Paul Ducroy, eines alten, reichen Herrn, der in Amiens weilte, während seine Nichte Madeleine im Schloß wohnte und auf ihren Bruder Eugen wartete, der nach Amiens gerit.en war, um nach dem Onkel zu sehen. Beim Läuten der Thorglocke rief Mademoiselle, eine echte, brünette, französische Schönheit, lebhaft aus:

„Das ist Eugen; schnell, Godefroi, öffnen Sie!"

Godefroi war der alte, treue Hausdiener der Familie Ducroy. Sie stellte sich mit der strahlenden Lampe in die offene Thür, während Godefroi mit einer Laterne bedächtig zum Thore schritt und öffnete.

Plötzlich rief er: „Es ist nicht Monsieur Eugen!"

„Wer denn?" antwortete Madeleine Ducroy zitternd.

Godefroi hatte die Gestalt vor sich betrachtet.

„Ein verwundeter, feindlicher Offizier!“ berichtete er.

Dieser ergriff Godefrois Arm und schritt neben ihm dem Hauptgebäude zu, indem er in untadelhaftem Französisch sagte: „Verzeihung, wenn ich als Feind Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, aber meine Verwundung und die Pflicht der Selbsterhaltung haben mich hieher getrieben!“

„Seien Sie willkommen,“ entgegnete Madeleine noch immer zitternd, „treten Sie nur näher!“

Der Fremde machte von dieser freundlichen Einladung Gebrauch. Madeleine beleuchtete ein schönes, edles Männerantlitz. Von Mitgefühl ergriffen rief sie aus: „In das blaue Zimmer mit ihm, Godefroi! Sie sind ja ein halber Chirurg; sehen Sie nach der Wunde! Die Magd soll gleich heizen, denn es ist empfindlich kalt!“ — Sie schlug ihren Shawl fester um die Schultern und ließ die Thür schließen, denn auf dem Korridor standen Jean, der Kammerdiener, Franchette, die Zofe, und das Gesinde, welches der seltene Besuch angelockt. Godefroi requirierte Jean zur Hilfeleistung. Man schnitt den Aermel der blutbesudelten Uniform auf, wobei es sich zeigte, daß der Armknochen von einer Kugel ganz durchbohrt worden war. Godefroi behandelte die durch die Kälte bereits entzündete Wunde fachgemäß. — Dann mußte sich der Kranke baden und bekam durch Fürsorge Jeans von seines Herren Wäsche und Kleidern. — Nachdem dieses alles geordnet, trug Meister Jean ein gutes Souper auf, und der Offizier aß mit dem Appetit eines Mannes, der lange gehungert. Madeleine Ducroy schickte dazu vom besten Wein aus dem Keller des Schlosses. Nach der Mahlzeit mußte der Gast ruhen.

In lebhafter Besorgnis um ihren Bruder Eugen, der noch immer nicht von Amiens zurück, ergriff Madeleine ein Buch und setzte sich im Salon nieder, indem sie von Zeit zu Zeit horchte, ob sie nicht den Trab eines Pferdes höre. Horch, jetzt; das war Hufschlagen! Godefroi meldete auch wieder einen Gast, doch nicht den ersehnten Bruder. Der Besucher war vielmehr ein junger Herr, der Monsieur Antoine de Reille genannt wurde, von dem benachbarten Schloß Lacouvreux stammte und eine ausgesprochene Freundschaft für Eugen zur Schau trug.

„Alles gut gegangen, Mademoiselle Madeleine?“ fragte er, „nichts von Prussiens gesehen?“

„Doch,“ entgegnete die Dame, „ein verwundeter preußischer Offizier bat bei uns um Aufnahme!“

„Sie wiesen ihn doch ab?“ versetzte er mit gekrauster Stirn.

„Abgewiesen?“ lächelte Madeleine.

„Bewahre, dort drüben im blauen Zimmer ruht er!“

Antoine de Reille biß sich auf die Lippen.

„Verzeihen Sie,“ fügte er nach einer kleinen Weile bei, „ich gerate bei dem Namen Prussien stets in Aufregung; hat doch auch mein Vetter, de Reille, nur den Preußen sein Unglück zuzuschreiben.

„Und seiner Unfähigkeit!“ dachte Madeleine und wies dem Besuch ein Fauteuil an.

„Sie werden mich heut nicht wieder los,“ erklärte dieser, „ich muß Eugen sprechen!“

Madeleine neigte zustimmend den Kopf. Die Unterhaltung ward nach dem Thee immer matter und matter, die Uhren im Schloß schlugen elf, Eugen kam noch immer nicht!

Jean mußte Herrn de Reille sein Zimmer anweisen, darauf ging Madeleine auch zur Ruhe.

* * *

Der nächste Morgen brachte wohl größere Kälte, aber auch lachenden Sonnenschein. Bei solchem ritt Herr Eugen Ducroy in den Hof und rief der jubelnden Madeleine zu: „Onkel wohl! Alles gut! Wie gehts hier?“

Madeleine erstattete über den „Prussien“ Bericht.

„Gut gemacht!“ versetzte Eugen. „Ein Verwundeter ist nicht mehr unser Feind! Ich werde ihm gleich meinen Besuch abstatten!“

Nun erst teilte sie dem Absteigenden auch Antoines Besuch mit.

„Bah,“ lachte Eugen, „ich weiß, daß er mehr nach Dir als mir fragt; ich gestehe, meine Sympathie als Schwager hätte er nicht!“

„Und ich!“ versetzte Madeleine, bereits im Salon, aber Eugen

Die drei Weisen aus dem Morgenlande. Von J. Schrader.

legte den Finger auf den Mund, denn drüben bewegte sich die Portière und herein trat — Monsieur Antoine de Reille.



Aus dem Innthal. Nach dem Gemälde von A. Andersen-Lundby. (Mit Text.)

Er sah heute noch widerwärtiger aus als gestern und erkundigte sich in süßlichen Redensarten nach Eugens Befinden.

„Bah," lachte dieser, „wie Sie sehen, mein Herr Nachbar; Unkraut verdirbt nicht!"

Der Besucher machte aber durchaus keine Miene, wieder fortzureiten. Er nahm es übel auf, daß Eugen den „Prussien" besuchte

und zog ein finsteres Gesicht, als dieser in Eugens Kleidern mit verbundenem Arm eintrat; Eugen aber sagte, man werde Dr. Watteau, einen guten Chirurgen, aus Amiens holen lassen und des Gastes Heeresteil benachrichtigen.

Der Verwundete redete zu Antoines Ueberraschung das edelste Französisch und nannte sich Karl v. Mirow.

Man sprach über den Krieg, wobei der deutsche Gast erklärte, nichts liege ihm ferner als dieser; er sei Gutsbesitzer und allerdings auch Landwehroffizier; als letzterer sei er dem Rufe seines Fürsten natürlich gefolgt, doch dünke ihn, das 19. Jahrhundert, das sich mit Vorliebe dasjenige der Civilisation nenne, bedürfe eigentlich keiner Kriege mehr, und diesen Rassenhaß zwischen Frankreich und Deutschland, den Jahrhunderte genährt, dünke ihm gar nicht schön.

Eugen Ducroy pflichtete dem bei, Madeleine lauschte begeistert, auch Antoine de Reille meinte, die Kriege könnten wohl nicht ausbleiben, wenn sich eine Nation der andern gegenüber solche Stellung einzunehmen erkühne, wie das zwischen Deutschland und Frankreich der Fall sei. Er und sein Freund Eugen würden nicht einen Augenblick gezögert haben, ihr Blut für Frankreich zu verspritzen, wenn sie nicht körperlicher Fehler wegen vom Militär ausgeschlossen wären.

Eugen nickte halb zustimmend und wies auf den linken Arm, der steif war. Karl von Mirow aber lächelte, indem er Herrn v. Reille anblickte. Dieser würde ein solches Lächeln nie verziehen haben; geradezu haßerfüllt blickte er den Deutschen an, wie er mit Eugen gemächlich seine Cigarre rauchte, als befände er sich nicht in Feindesland, oder mit Madeleine eine Partie Schach wagte.

Jene sah bald nachher, wie er, der eingefleischte Franzose, mit dem Hausknecht flüsterte; gleich darauf suchte er auch Jean zu bestimmen, für ihn einen Boten nach Lacouvreux-Village zu senden.

Jean lehnte ab, angeblich, weil er keine Person zur Hand habe.

Ueber Tisch fand der Kammerdiener die unauffälligste Gelegenheit, Monsieur Eugen von diesen Bemühungen des Herrn de Reille zu unterrichten. Der junge Ducroy meinte darauf:

„Sagen Sie Godefroi, daß er Hektor sattelt, sobald ich befehle, aber auch den Wallach. Sie bringen mir dann die Nachricht, Hektor lahme; der Deutsche muß das schnellste Pferd haben!“

Er zischelte ihm später noch mehreres zu; damit ging das Diner zu Ende. Gleich nach Tisch forderte Eugen Antoine auf, mit ihm nach Amiens zu reiten; aber jener meinte, er müsse wohl heim.

„Fürchten Sie sich?“ lächelte Eugen.

„Wovor?“ gegenfragte de Reille.

Eugen zuckte die Achseln, Antoine aber sagte:

„Nun wohl, ich reite mit!“

Eugen gab sogleich Befehl, die Pferde bereit zu machen.

Jetzt kam Jean und meldete: „Gnädiger Herr, Hektor lahmt!“

„Teufel! Nun, dann den Wallach satteln, Jean!“

„Zu Befehl!“

Beide Herren verabschiedeten sich darauf bei Madeleine und sprengten fort, doch waren sie noch nicht allzuweit, als der Reitknecht aus Schloß Lacouvreux ihnen entgegen kam und Monsieur Antoine ersuchte, heimzukommen, da seinem Großvater unwohl geworden.

„Sie sehen, Eugen,“ meinte jetzt jener, „das Schicksal will nicht, daß ich meinen Mut bethätige! Adieu!“

Er blickte ihm finster nach und murmelte: „Und nun eiligst nach der Stadt, daß Herr von Mirow Hilfe erhält, sonst —! Ich traue diesem Reille alles zu! Daß er nach dem Schmied, den man insgeheim bezichtigt, Führer der Franktireurs zu sein, hat senden wollen, ist sehr verdächtig! Vorwärts, mein Pferdchen!“

Er brauchte Sporen und Reitpeitsche und jagte davon.

Als Antoine de Reille Eugen nicht mehr sah, verzerrte er sein Gesicht zur Fratze und rief: „Sapristi! Habe ich mein Ziel erst erreicht, dann wehe Euch, Ihr Ducroys!“

Er wandte sich an Moret, den Reitknecht: „Kennen Sie in Lacouvreux-Village den Schmied Henry Roubet?“

„Den Führer der Racheschar?“

„Denselben!“

„Ja, mein Herr!“

„Wollen Sie ihm eine Botschaft bringen?“

„Je nachdem!“

„Ich gebe für Ihr Schweigen und die richtige Ueberlieferung des Schreibens fünfzig Francs!“

„Dafür reite ich durch die Hölle!“

„Gut!“

Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb:

„In Schloß Portalles hält sich ein verwundeter „Prussien“ auf; das Schloß ist von Verteidigern entblößt; es läßt sich im Dunkelwerden leicht überfallen.“

Diesen Schein nahm Moret an sich, ließ sich das Geld auszahlen und ritt, sobald Schloß Locouvreux in Sicht kam, rechts ab, während sich Herr de Reille links hielt.

In derselben Zeit trat Jean zu Godefroi und sagte:

„Ist Hektor bereit?“

„Ja!“

„Ich hole nun den Allemand! Im Auftrage Monsieur Eugens haben Sie ihn auf Hektor durch die Hinterthür zu führen und auf den Weg gen Amiens zu leiten! Werden Sie das beherzen, alter Godefroi?“

„Gewiß, sofort!“

Jetzt eilte Jean zu Karl v. Mirow, der die Botschaft gelassen aufnahm.

„Sehen Sie,“ sagte Jean, „mein Herr will Ihnen wohl, aber jener Schurke — Verzeihung — de Reille meine ich, hat Böses im Schilde! Roubet ist nemlich der Führer der Franktireurs!“

„Teufel!“ Er war zur Flucht bereit und hoffte in Civilkleidung unbehelligt gen Amiens zu gelangen; den Hengst würde er, so meinte er, auch wohl mit der Linken bändigen.

Godefroi steckte ihm seine Pistolen in die Satteltasche.

Mademoiselle Madeleine hatte für den Allemand bisher eine solche Teilnahme verraten, daß Jean, der nicht auf den Kopf gefallen war, wohl wußte, es werde nicht leicht sein, ihre Einwilligung zu seiner Flucht zu erlangen.

„Mademoiselle,“ trat er bei ihr ein, „Ihr Herr Bruder läßt Ihnen sagen, es sei zweifellos, daß Herr de Reille die Franktireurs unter Roubet aus Locouvreux-Village hierher schicken werde, den „Prussien“ zu fangen und zu Tode zu martern!“

„O Himmel!“ schrie sie.

„Ihr Herr Bruder,“ fuhr er fort, „hat befohlen, daß der Allemand auf Hektor nach Amiens reiten soll, woher er selbst Hilfe holt!“

„Verwundet, allein?“

„Es ist kein Pferd mehr im Schlosse, dank dem Kriege!“

„Man könnte eines aus dem Dorfe entlehnen!“

„Und würde sich verraten!“

„Mein Gott, mein Gott!“

Sie rang die Hände verzweifelt; Jean wußte genug, aber auch Karl von Mirow sah, wie dieses edle Mädchen nur seinetwillen litt. Rasch trat er zu ihm und sagte:

„Madeleine, ich weiß, daß Du mich liebst, aber auch ich habe Dir mein ganzes Herz geschenkt! Liebe ist göttliche Bestimmung; wir gehören einander trotz harter Prüfung, die unsere Liebe durch die Trennung jetzt erleidet! Es ist eine sonderbare Verlobung, auf der Flucht, im ernsten Kriege! Aber ich kehre zurück und hole mir die Braut, und wenn dieser unselige Krieg beendet, soll der Friede Dir die bräutliche Myrthe ins dunkle Haar flechten. Lebe wohl! Diesen Kuß zum Pfande!“

Sie lagen sich in den Armen, sie weinten und lachten, dann drängte sie selbst zur Abreise; sie begleitete ihn bis zu Hektor, den Godefroi vorführte, sie klopfte des klugen Tieres Hals und sagte:

„Trag meinen Schatz sicher, Hektor!“

Er bog sich noch einmal herab über den Hals des Rosses und sagte: „Madeleine, kennst Du die Oper unseres göttlichen Mozart, die „Zauberflöte“? — Ein Liebespaar geht darin durch den Feuerregen, zwischen wilden Bestien hindurch seinem Ziele entgegen und besteht die Probe seiner Liebe; so werden auch wir die Prüfung bestehen! Und nun ade, ade!“

Noch ein Kuß, dann flog der Reiter durch die Hinterthür der Straße nach Amiens zu.

Still, fast feierlich betrat Madeleine wieder das Schloß.

* * *

Mehrere Stunden hindurch lagen die Gebäude im hereinbrechenden Abenddunkel stille da, dann hörte man den Schritt einer Truppe, das Klirren von Waffen. Die Rächer der Nacht waren da unter Führung eines langen Kerls. Dieser fragte die zitternde Fanchette mit rauher Stimme nach dem „Prussien“.

Das erschreckte Mädchen zeigte auf das blaue Zimmer.

Die Bande besetzte das ganze Schloß. Man fand bald Mirows Waffen, die Uniformstücke, und stieß ein Jubelgeschrei aus; man durchsuchte das ganze Gebäude; den „Prussien“ fand man nicht.

Plötzlich kam Madeleine hoheitsvoll aus ihrem Zimmer heraus und fragte: „Was geht hier vor?“

Roubet trat spöttisch vor: „Ach, sieh da, Mademoiselle! Wir suchen den Vogel, der hier ein offenes Bauer und so gutes Futter gefunden! Ich meine den „Prussien“! ich habe ein Wörtchen mit ihm zu reden!“

„Dann suchen Sie ihn,“ gab sie zärück, „aber schonen Sie das Schloß echter Franzosen!“

Es schien Roubet und seiner Bande, die mit geschwärzten Gesichtern herumstanden, zu imponieren; man war weniger unverschämt, suchte aber wieder vergeblich. Jetzt faßten die Kerle Jean:

„Wo ist der Prussien? Sie müssen es wissen!“

„Fort!“ sagte dieser erschreckt.

„Wohin? Wehe, wenn Sie lügen!“

„Nach Amiens!“

„Zu Pferd?“

„Ja, zu Pferd!“

„Ihr gabt ihm das Tier?“

„Er besaß Pistolen!“

„Das ist wahr!“

Roubet stampfte den Fußboden wild und sagte dann: „Gebt uns zu essen und zu trinken!“

Gleich darauf lud Godefroi „die Herrschaften“ ein, Platz zu nehmen. Sie aßen, sie tranken und erhitzten sich an dem schweren Burgunder, dann arteten sie aus, wie immer dort geschieht, wo die Bildung nicht über niederen Lüsten Wache hält.

„Wie,“ sagte sie nun entrüstet, „Sie wagen es, mir dieses in meinem Hause zu bieten, einer Französin?“

Nun brach aber die Roheit recht aus: Madeleine ward hinausgestoßen, das Zimmer demoliert! Eben wollte man mit dem nächsten Gemache so fortfahren, als Gewehrsalven ertönten, die Eindringlinge aufhorchten und sich fortschlichen.

Madeleine atmete auf: An der Spitze von zwanzig Dragonern sprengte Karl von Mirow an der Seite des Rittmeisters von Büsfeld in den Hof. Er gebot der teuren Braut, während draußen die andere Hälfte der Dragoner mit den Franktireurs aufräumte, schnell das Kostbarste einzupacken. Zwei Dragoner mußten Zugpferde requirieren, Godefroi aber die Reise-Chaise in Ordnung bringen. Dann mußte Madeleine mit Fanchette einsteigen, das Schloß behielt eine kleine Besatzung und die Diener zur Verteidigung, Godefroi machte den Kutscher und fort ging's, Amiens zu.

Man stieg in der Wohnung des alten Ducroy ab, wo Madeleine sofort ihre Verlobung mit Karl v. Mirow proklomierte.

Eugen, der es längst geahnt, umarmte den Schwager zärtlich, Onkel Ducroy aber behielt Karl bei sich; er sollte nicht ins Lazareth.

Eugen brach andern Tages wieder nach Portalles auf. Er erfuhr, daß Roubet im nächtlichen Kampfe gefallen, die Franktireurschar aber zerstreut sei.

Monsieur Antoine de Reille, dessen Schrift man bei dem Kerl gefunden, hatte plötzlich eine Reise nach Marseille angetreten. Den Schaden, den Eugen erlitten, verschmerzte er leicht.

Nach Friedensschluß kehrte Karl v. Mirow nach Amiens zurück, um Madeleine als Gattin heimzuführen.

Später besuchte Eugen das junge Paar, lernte Emilie, Karls Schwester, kennen und verlobte sich mit ihr. Er feierte demnächst auch Hochzeit mit ihr und ward ein hochgeachteter Mann.

Müßten wir nicht Rücksicht auf die noch Lebenden nehmen, wir könnten die Namen der handelnden Personen hier aufführen, wie sie in Wirklichkeit lauten; so muß man es erraten!

Aber hüben und drüben wohnte das Glück, denn die Liebe fragt nicht nach Nation und Heimat!

Der Honig als Heilmittel.

Pfarrer Kneipp, der durch seine Wasserkuren so rühmlichst bekannt geworden ist, war, bevor er öffentlich als Naturarzt auftrat, ein tüchtiger Bienenzüchter und auch als Imker hat er in seinem „Bienenbüchlein“ gezeigt, daß er auch in diesem Fache äußerst bewandert ist. Er hat hierbei besonders die Aufmerksamkeit auf den Honig gelenkt, und gerade dieser hat ihm bei seinen Kuren oft enorme Dienste geleistet. Honig thut es natürlich nicht allein, sondern man muß denselben mit anderen Mitteln geschickt verbinden. Ueber den Honig als Heilmittel spricht sich derselbe folgendermaßen aus:

„Die früheren Generationen behaupteten, junge Leute sollten ja nicht zu viel Honig essen, da derselbe für sie viel zu stark sei! den alten Leuten helfe er dagegen nochmals auf den Gaul. Ich habe den Honig vielfach angewendet und fast immer gefunden, daß er von vorzüglicher Wirkung ist. Er wirkt lösend, reinigend und stärkend. Zum Thee wird er gemischt und man trinkt die Mischung für Katarrhe und Verschleimungen. Die Landleute verstehen es gut, für äußere Geschwüre die Honigsalbe anzuwenden. Wer nicht die Gewandtheit besitzt, solche Geschwüre mit Wasser zu behandeln, dem ist entschieden zu raten, vor jeder anderen Quacksalberei nach diesem so einfachen, wie unschädlichen und äußerst wirksamen Mittel zu greifen. Das Mittel wird sehr einfach bereitet: Man nimmt zu gleichen Teilen Honig und Mehl, rührt diese Mischung durch Zugießen von Wasser tüchtig untereinander und die Honigsalbe ist fertig. Die richtige Honigsalbe darf aber nie flüssig, sondern muß ziemlich fest sein, man gieße also nicht zu viel Wasser hinzu. Der Honig wirkt aber auch nach innen ziemlich kräftig. So zieht der Honig kleinere Magengeschwüre schnell zusammen, bringt sie rasch zum Reifen und nach Aufgehen derselben zur Heilung. Am besten thut man, wenn man den Honig nicht allein, sondern mit passendem Thee vermengt, nimmt. Denn ohne jede Beimischung ist er zu stark und macht den Hals rauh, noch bevor dieser die ganze Dosis durchgelassen hat. Wenn das Hinunterbringen des Honigs infolge Katarrh oder eines anderen Uebels schlecht geht, so koche man einen Theelöffel Honig mit einem Viertelliter Wasser auf. Man erhält dann ein Honigwasser, welches ein vorzügliches Gurgelwasser ist und Leuten, die viel singen, ganz besonders zu empfehlen ist. Daß man sich den Magen verderben sollte, wenn etwas mit hinuntergeschluckt wird, hat man nicht zu befürchten. Ferner siede man einen Theelöffel Honig in einem Viertelliter Wasser fünf Minuten lang und man hat sodann das sowohl reinigende als auch stärkende Honig-Augenwasser. Man nimmt ein Läppchen, tauche es in die Mischung und wasche damit die Augen.

Ein Herr bereitet sich seinen Tischwein täglich selbst und zwar folgendermaßen: Er gießt einen Eßlöffel Honig in siedendes Wasser und läßt dieses eine Weile kochen. Der Trank ist fertig und soll äußerst gesund, sowie auch kräftig sein und dabei sehr gut schmecken. Der Herr ist achtzig Jahre und er meint: „Meine Gesundheit und meine Rüstigkeit in solchem Alter verdanke ich diesem Honigwein.“ Das mag wohl sein. So viel kenne ich aus eigener Erfahrung: Dieser Wein wirkt lösend, reinigend, nährend und kräftigend. Nicht nur dem schwachen, auch dem starken Geschlechte würde solch ein Wein alle Ehre machen. Ich denke dabei stets an den Honigmeth der alten Deutschen. Wie Tacitus erzählt, schrieben sie hauptsächlich diesem Getränke ihre kräftige Gesundheit und ihr hohes Alter zu. Zur Heilung der Halsgebrechen ist der Honig vorzüglich, wenn man jeden Tag einen Löffel voll Honig in einem Viertelliter Wasser einige Minuten lang siedet und jede Stunde zwei bis vier Löffel voll davon einnimmt. Die Wirkung ist gut und die Arzenei ist nicht übel. Gegen starken Husten nehme man einen Theelöffel Honig, einen ebensolchen Baumöl, einen Eidotter und etwas Zucker, mische es tüchtig und gebe die Mischung dem Leidenden. Dies ist ein ganz vorzügliches Mittel, und ich kuriere damit meine Familie stets in vorkommenden Fällen. Wer Gift oder Giftstoffe mitgeschluckt hat, der nehme zwei bis vier Löffel Honig; denn derselbe duldet mit sich kein Gift im Magen. Einen halben Theelöffel voll Koriander in einem Viertelliter Wasser mit einem Löffel Honig gekocht, jede Stunde einen Löffel voll davon genommen, dabei diät gelebt, giebt einen guten Magen, was für die Gesundheit des Menschen von der größten Wichtigkeit ist. Ein Löffel Fenchel mit einem Löffel Honig in einem Viertelliter Wasser zwanzig Minuten lang gekocht und davon alle zwei Stunden zwei Löffel voll eingenommen, vertreibt die schlechte Magenluft. Schwächliche Kinder sollen alle Tage zwei Messerspitzen voll Honig, in einem Viertelliter Milch gekocht, erhalten und in kurzer Zeit wird sich ein gebrechliches Kind erholen. So kann der Honig noch in vielfältiger Weise im Haushalte aufs nützlichste verwendet werden. Nie jedoch nehme man, wenn Honig als Medizin genossen wird, denselben allein oder ungekocht, weil ungekochter Honig zu scharf ist. Wer Husten hat und den Honig roh genießt, bekommt denselben nur noch stärker. Der in Wasser, Milch oder Thee gekochte Honig aber wird auflösen, den Husten mildern und nach und nach beseitigen.

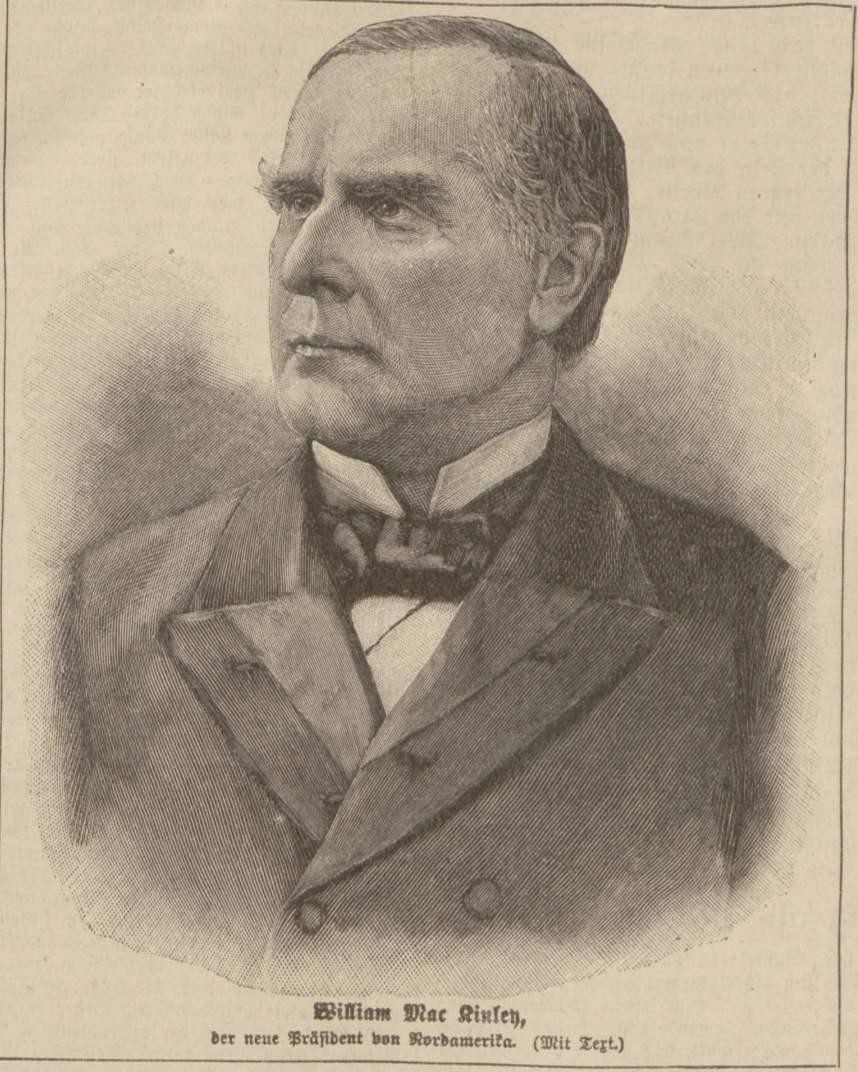
Wir sehen, daß man den Honig ganz vorzüglich als Arzneimittel benutzen kann, und er findet daher vielfache Anwendung. Es kommt jedoch vor, daß derselbe oft einer Reinigung oder Läuterung bedarf. Der sog. Schleuderhonig ist frei von fremden Stoffen, dagegen ist besonders der warm ausgelassene Preßhonig mit Wachsteilchen vermischt. Für viele Konsumenten und in mancher Verwendung ist der Honig nicht angenehm, wegen des ihm eigentümlichen Honiggeschmackes. Aus diesen Gründen muß der Honig in der Pharmacie und in der Haushaltung vielfach geläutert werden. Hierdurch verliert er den specifischen Honiggeschmack, und nähert sich mehr dem Zucker, nur, daß er süßer ist, indem etwa ein Pfund Honig $1^1/_3$ Pfund Zucker gleichkommt. Die Läuterung kann auf mannigfaltige Weise vor sich gehen. Den Vorzug verdient die von der Dubliner Pharmakopöe zur Gewinnung des sogenannten gereinigten Honigs (mel depuratum) vorgeschlagene Art, weil sie verhindert, daß der Honig zufällig oder in betrügerischer Absicht verdünnt werde. Zu diesem Zwecke stellt man den Topf oder das Glas mit dem Honig in einen Topf mit Wasser und läßt dieses auf schwachem Feuer langsam erwärmen, bis der Honig zerlassen ist. So lange er noch warm ist, seiht man ihn durch reinen Flanell. Auch kann man den Honig mit zwei Teilen Wasser und etwas frischer Holzkohle auflösen, abschäumen, darauf durch Flanell filtrieren und dann das Wasser wieder abdampfen. Hierzu ist stets ein gut glasierter und emaillierter Topf erforderlich. Eine neuere Methode zur Läuterung des Honigs ist die mit weißem Bolus. Sechzig Gramm Bolus auf ein Kilogramm Honig werden mit Wasser zu einem weichen Brei gut zerrieben und dem siedenden, mit Wasser vermengten Honig (zwei Teile Honig, drei Teile Wasser) zugesetzt, worauf man alles zwei bis drei Stunden lang fortsieden läßt. Vom Feuer abgestellt und nach einer Minute Ruhe abgeschäumt, wird die heiße Flüssigkeit durch starkes, weißes Filtrierpapier filtriert und demnächst wieder zu dickflüssigem Honig eingedampft. Auf diese Weise soll auch der allerschlechteste Rohhonig ein Produkt vorzüglicher Reinheit geben. Ein anderes Verfahren ist folgendes: Man verdünne den zu läuternden Honig mit etwas Wasser und dampfe ihn ein, dann filtriere man ihn heiß durch gekörnte Knochenkohle und kühle in dem Honigsyrup nach dem Abschäumen fünf- bis sechsmal ein Stück rotglühendes Eisen und mische sodann auf je 1 Kilogramm Honig einen Löffel Alkohol, Rum oder Weingeist. Solcher Honig ist besonders für Küchenzwecke weit besser als Zucker.



Oswald Freiherr v. Richthofen. Der Dirigent der Kolonialabteilung, Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Kayser, hat sein an Arbeit, Mühe und Sorgen überreiches Amt, das er $6^1/_2$ Jahre mit wechselndem Erfolg innegehabt hat, niedergelegt. An seine Stelle tritt Geh. Legationsrat Dr. Oswald Freiherr von Richthofen, der bei seiner bedeutenden Erfahrung in überseeischen Dingen auch den weiten Blick bekundet hat, der für die Stellung an der Spitze der Kolonialabteilung notwendig ist. Freiherr von Richthofen ist als Sohn des damaligen preußischen Gesandten in der Moldau und Walachei, der zuletzt deutscher Gesandter in Stockholm war, am 13. Oktober 1847 zu Jassy in Rumänien geboren, machte die Feldzüge von 1866 und 1870 mit, zeichnete sich besonders in der Schlacht von Mars-la-Tour aus und trat 1876 als Hilfsarbeiter in das auswärtige Amt, dem er bis zum Jahre 1888, vom Jahre 1881 an als vortragender Rat, angehörte. Als solcher hatte er besonders mit wirtschaftlichen, zum Teil überseeischen Fragen zu thun und wurde wegen seiner hervorragenden Befähigung im Jahre 1885 vom Fürsten Bismarck zum Mitglied der Direktion der ägyptischen Staatsschuldenkasse bestimmt. Im Jahre 1889 wurde er von der ägyptischen Regierung wiederum nach Europa gesandt. Im Frühjahr 1891 leitete Freiherr von Richthofen wiederum mit seinem russischen Kollegen und unter dem Geleit zahlreicher Beduinen auf Wunsch der ägyptischen Regierung eine Expedition, die feststellen sollte, ob sich der Bau einer Bahn vom Nil zum Roten Meer empfehle, und die in zehn Tagen die Wüstenstrecke von Keneh bis Kosser auf Kamelen durchstreifte. Den jetzigen

Khedive begleitete Freiherr v. Richthofen sowohl auf der ersten, zur Eröffnung der Bahnlinie bis Girgeh erfolgenden Fahrt wie auf der zweiten Reise nach dem Süden. An dem Abschluß des deutsch-ägyptischen Handelsvertrags hat er als Vertrauensmann beider Teile mitgewirkt.

William Mac Kinley, der neue Präsident von Nordamerika. Wirtschaftliche Fragen waren es vor allem, welche den letzten Wahlkampf in der nordamerikanischen Union zu einem der erbittertsten machten, die je die große Republik des Westens durchtobt haben. Die republikanische Konvention zu St. Louis hatte sich für Aufrechterhaltung der seit 1873 bestehenden Goldwährung und für den Schutzzöllner Mac Kinley, die demokratische Nationalkonvention zu Chicago für sofortige Herstellung der freien Silberprägung nach dem alten amerikanischen Wertverhältnis von 16 zu 1 erklärt, ohne dabei irgendwelche Rücksicht auf Zustimmung oder Mitwirkung eines anderen Staates zu nehmen. — Während die am 10. Juli zu Chicago in der Minderheit verbliebenen Gold-Demokraten ihre eigene Straße zogen, stellte am 25. Juli die Partei der Populisten gleichfalls Bryan als Kandidaten auf. Die Staaten des Nordostens standen geschlossen zu Mac Kinley, der Süden und ein großer Teil des Westens zu Bryan, am erbittertsten kämpften die Parteien um die zweifelhaften Staaten am Ohio und obern Mississippi. Die Farmer, Minenleute und die Arbeiterverbände standen zu Bryan; das drohende Auftreten der socialen Frage verlieh dem letzten Wahlkampf seinen Charakter. Der am 3. November erfochtene Sieg dessen, der am 4. März 1897 in das Weiße Haus zu Washington einziehen wird, bringt allem Anschein nach noch nicht die Beruhigung der Geister. Die Namen Mac Kinley und Bryan werden auch in Zukunft ein Programm sein.



William Mac Kinley,
der neue Präsident von Nordamerika. (Mit Text.)

Aus dem Innthal. In landschaftlicher Beziehung ist das Innthal mit seinem stolzen Bergeskranze ein wahres Prachtstück der hehren Alpenwelt, es bietet eine seltene Abwechslung und wir begegnen dort den mildesten und weichsten Formen, wie nicht minder den starrsten und schroffsten Konturen; sanfte und liebreizende Bilder des Kulturlandes wechseln in rascher Folge mit hochpittoresken und romantischen, von schäumenden und sprudelnden Wildwässern durchtobten Thalengen, über denen sich das blaue Himmelszelt über den hoch droben am Bergessaume thronenden schwarzgrünen Fichten wölbt. Lichtgrüne Lärchbäume geben den schwarzgrauen, wilden Felsgebilden, auf denen sie emporgesprossen, ein minder abstoßendes Gepräge und hoch über allem recken sich die leuchtenden und blinkenden weißen Firndome bis weit hinauf in das Himmelszelt, ihre silbernen Gletscherströme tief zu Thal abwärts sendend. Wer die Pracht und Herrlichkeit des Innthales kennen lernen will, der unternehme die Partie von Schwaz über Rattenberg nach Kufstein, denn dort erschließt sich dem Touristen die Großartigkeit der echten und wahren Gebirgswelt; belohnt wird jede Mühe im reichsten Maße durch das, was hier an Naturschönheiten geboten wird. K. St.

Die Fliege als Kupferstecher. Der vorletzte Herzog von Sachsen-Gotha, August, ein milder Fürst von klugem, lebhaftem Geiste, gefiel sich gerne im Spiele des Witzes, in sinnreichen Einfällen, Sarkasmen, Antworten und Andeutungen, die, immer unvorbereitet, überraschend leuchteten wie Blitze des Genies. Kinder des Augenblicks, bezogen sich Augusts Witz- und Wortspiele meist auf Umgebung, Oertlichkeit, Personen und Zeit, waren daher für den Dritten oft einer Erläuterung bedürftig, viele waren aber auch an sich verständlich. So antwortete er einst einer gelehrten Gesellschaft, die ihn um eine Inschrift für ihr Versammlungslokal, das oberste Stockwerk eines ehemaligen Waschhauses, ersucht hatte: „Nichts ist leichter! setzen Sie: Unten Wäsche, oben Gewäsche." — Als einst bei der Hoftafel sich eine Fliege zudringlich auf das stark kupfrige Gesicht einer Hofdame setzte, fragte er diese unglückliche Beute seines Witzes ganz laut: „Haben Sie schon die neue Fabel gelesen, Die Fliege als Kupferstecher?" worauf die Dame, als sie den Spott erkannte, heftig erblaßte, so daß ihre Nase fast weiß wurde.

Gurken säe man jetzt in Kästchen, in die man unten Pferdedung gebracht hat. Die Kerne sind dabei einzeln in Knäuelchen Werg zu wickeln, damit sie in denselben zu kleinen Ballen festwurzeln und beim Versetzen vor Beschädigungen bewahrt bleiben.

Verwendung der Asche als Brennstoff. Anstatt die Asche, wie so vielfach üblich, unbeachtet wegzuwerfen, verwende man dieselbe nochmals als Brennstoff, wodurch sich viel ersparen läßt. Man sammelt sie zu diesem Zweck in alten eisernen Häfen oder in Kochgeschirren von entsprechender Größe und rühre sie mit kaltem Wasser zu einem Brei an. Da die Asche viel Feuchtigkeit anzieht, wiederhole man die Anfeuchtung später noch einmal. Es darf hierbei jedoch kein Wasser auf der Asche stehen bleiben, sondern muß alles eingesaugt werden. Ist das Brennmaterial im Ofen glühend, sei es Coaks oder Steinkohlen, so schütte man den feuchten Brei darüber, lasse jedoch an einer Seite eine Oeffnung frei, damit der Zug von oben an die Glut kommen kann. Die Asche brennt und wenn sie glüht, wird der Ofen zugeschraubt; die Hitze bleibt gleichmäßiger und andauernder als ohne den Brei, und man spart eine Menge Feuerung. Dieses Verfahren kann man bei eisernen Regulier- und Kachelöfen, sowie bei Kochmaschinen anwenden, die einen starken Zug haben. Bei letzteren hält sich das Wasser in den Kesseln oft bis abends kochend, aber jedenfalls so heiß, daß nur kurze Zeit dazu gehört, um es siedend zu machen.



Alte Bekannte. Sonntagsjäger (zum Förster nach dem Fehlschuß): „Sehen Sie nur den Hasen, was fällt denn dem ein, daß er mich so frech anglotzt?" — Förster: „Er will sich jedenfalls vergewissern, ob Sie derselbe sind, wie im vorigen Jahre!"

Verblüffendes. Herr v. Pumphausen zu seinem Schneider: „Zeigen Sie mir das Verblüffendste, was Sie auf Lager haben!" — Schneidermeister: „Soll ich vielleicht Ihre Rechnung bringen?"

Schauspielerinnen. In dem folgenden englischen Briefe vom Jahre 1629, der in der Bibliothek von Lameth aufbewahrt wird, werden Frauen als Schauspielerinnen zum erstenmale erwähnt. Das interessante Schriftstück lautet: „Ferner sollen Sie wissen, daß in den letzten Tagen gewisse herumziehende französische Komödianten, die aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, nebst Frauen, eine gewisse unzüchtige Komödie in dieser Stadt aufführten und diese Weiber allen tugendhaften, sittigen Personen großes Aergernis gaben. Es freut mich aber, daß ich hinzusetzen kann, sie wurden ausgepfiffen und von der Bühne gejagt, daß sie wohl nicht noch einmal aufzutreten wagen werden." St.

Homonym.

Such mich an eines Flusses Strand
In unserm deutschen Vaterland.
Als Flüßchen auch kannst du mich schauen,
Ich ströme selbst durch deutsche Gauen.
Julius Falk.

Logogriph.

Mit a man meist im Schlafe liegt;
Mit i fatal, wenn man es kriegt.
G. Binder-Dockeler.

Auflösung folgt in nächster Nummer:

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Bilderrätsels: Viele Menschen gelangen deshalb nie zur Hauptsache, weil ihnen ihre Zwischen- nnd Nebenhandlungen zu viel Zeit kosten;
des Scherz-Rätsels: Lese—Esel;
des Logogriphs: Ameise, Meise.

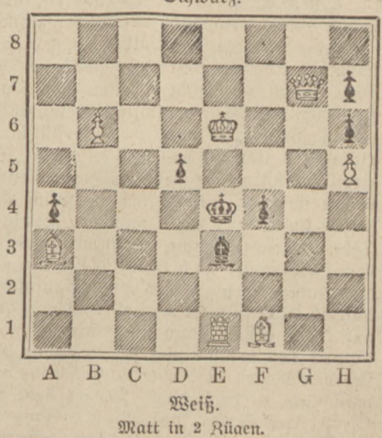
Schachlösungen:

Nr. 144. L g 6—f 7. T d 7—f 7 :
S e 4—c 3 K d 4—c 3 : etc.
Nr. 145. F 3—f 4 † K e 5—d 5
S d 4—f 5 L a 4—c 2 :
H 5—f 3 ‡

Problem Nr. 146.

Von W. Schinkmann.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.